

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 65 (1986)
Heft: 12

Artikel: Zum 100. Geburtstag von Albert Ehrenstein : endlich wieder entdeckt
Autor: Hartmann, Horst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf eine weitere Schlüsselfrage hinzuweisen, die nicht ausgeklammert bleiben sollte: *Die Verteidigung der individuellen Freiheitsrechte!* Nachdem der Freisinn, welcher einst diesen Rechten Pate gestanden hatte, sich immer weniger für sie einsetzt und je länger je mehr zum blossen Verteidiger von Wirtschaftsfreiheiten wird, muss die Sozialdemokratie in die Bresche springen. Noch und noch kämpfen wir heute für ein liberales Gedankengut (Pressefreiheit, Meinungsfreiheit, Toleranz gegenüber Asylanten, gegen Berufsverbote, Datenschutz usw.). Im Grunde genommen ist es der weitergeführte Kampf gegen die Ausbeutung des Menschen, für die Wahrung seiner Würde, für die freie Entfaltung des einzelnen Individuums. Um unseren Einsatz für dieses liberale Gedankengut aufzuzeigen, sollte ein entsprechender Katalog sozialdemokratischer Vorstösse und Interventionen erstellt werden, der insbesondere vor Wahlen offengelegt werden müsste. Sollte der Begriff «liberal» zu Schwierigkeiten Anlass geben, weil die Wähler ihn mit der freisinnigen Politik identifizieren könnten, so müsste der Sprachregelung zusätzliche Aufmerksamkeit geschenkt werden. Überhaupt scheint die *Sichtbarmachung unserer Arbeit* – in Legislativen und Exekutiven – ein zentrales Problem im Zusammenhang mit Erfolg oder Misserfolg unserer Partei zu sein. «Die gesetzten politischen Ziele und die den Wählern gemachten Versprechungen müssen durchgesetzt werden – oder dann muss der Öffentlichkeit gegenüber sichtbar gemacht werden, wieso die Durchsetzung nicht möglich war (z.B. politische Mehrheitsverhältnisse)», so heisst es im Arbeitspapier. Sehr richtig! Und gerade dieses Sichtbarmachen ist uns nicht genügend gelungen und will uns auch heute nicht gelingen. Natürlich spielt

dabei das Fehlen einer starken sozialdemokratischen Presse eine Rolle. Aber das Aufzeigen unserer Leistungen oder Einstellungen ist wohl zu wenig effizient und systematisch vorgenommen worden. In den meisten Fällen sind die sozialdemokratischen Politiker in Parlamenten und Regierungen nämlich ehrlich bemüht, unser sozialdemokratisches Gedankengut zu vertreten, mit Vorstössen und Anträgen einzubringen und sich bei den Abstimmungen in den Räten entsprechend zu verhalten. In den meisten Fällen dringen sie mit ihren Anliegen nicht durch.

Nach aussen wird über die Presse und andere Medien nun oft der Eindruck erweckt, das Parlament habe nichts Neues beschlossen, habe keine Fortschritte erreicht, sei konservativ und inaktiv. Dass ein Teil der Parlamentarier (in Umweltschutzfragen häufig Sozialdemokraten, Landesring und Grüne) hart gekämpft hat, schliesslich aber überstimmt worden ist, dringt nicht klar genug nach aussen. Bei vielen Bürgern werden im nachhinein alle Parlamentarier in den gleichen Topf geworfen.

Nun wäre es eigentlich Sache der Presse, insbesondere der Bundeshauspresse, klare Auflistungen zu machen in bezug auf die Haltungen und Aktionen der Fraktionen und deren Mitglieder. Als ich vor vier Jahren in meiner Region gegenüber der

dort beherrschenden Zeitung den Vorschlag machte, sie sollte doch einmal auf Grund der Ratsprotokolle eine gründliche Untersuchung des Verhaltens der Bündner Nationalräte zu einer Reihe von Vorlagen vornehmen und die Resultate aufzeigen, äusserte sich diese zwar interessiert an einem solchen Unterfangen, unterliess aber, es zu tun. Somit müssen wir es selber tun. Aber mit der nötigen Professionalität, von unserem Parteisekretariat, und rechtzeitig, um die Resultate transparent vor den nächsten Wahlen vorzeigen zu können. Die Durchkämmung der stenographischen Bulletins bringt manches zutage; sie liefert auch die Angaben, wie unsere Vertreter in den doch zahlreichen Abstimmungen mit Namensaufruf der abgelaufenen Legislaturperiode gestimmt haben.

Zu den «Perspektiven der Sozialdemokratie» gehört, wie es die Verfasser getan haben, dass man auch Hergebrachtes (Programmatisches), wenn es auch erst vier Jahre alt ist, einer strengen Kritik unterzieht. Abstrakte Formulierungen sind zu konkretisieren, zu allgemein gehaltene Proklamationen durch klare Sachdefinitionen zu ersetzen. Eine unentbehrliche Unterlage und Begleitung der nächsten Wahlplattform dürfte wiederum ein auf Sachpolitik und klaren Fakten aufgebautes «Schatzkästlein» darstellen.

Zum 100. Geburtstag von Albert Ehrenstein

Endlich wieder entdeckt

Von Horst Hartmann

In Erwartung eines ungeheuren Ereignisses verirrt die Zeit für Karl Tubutsch, der nichts besitzt als seinen Namen. Mit der Erzählung «Tubutsch» schuf sich

1911 ein junger Poet einen Namen: Albert Ehrenstein. Die von Oskar Kokoschka illustrierte Ausgabe traf den geheimen Nerv der Zeit, nämlich den als

unwirklich, ja unerträglich empfundenen Leerlauf der k.u.k.-Monarchie vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Mit «Tubutsch» liess der Verfasser seinen spontanen Einfällen freien Lauf, flüchtete er sich in Gedanken in hundert und einen Beruf, liess er seinen Doppelgänger ziellos durch die Strassen ziehn. Die sarkastischen Assoziationen überraschten die Leser. Franz Kafka, der Ehrenstein gut kannte, meinte: «So ein kleines Buch und so viel Lärm in ihm.» Dem Prager Dichter erschien der Verfasser des «Tubutsch» wie ein «ins Leere vorstossendes schreiendes Kind.» Umgekehrt nannte Ehrenstein später als wahre Todesursache Kafkas dessen «Lebensangst».

Seine späteren Erzählungen, in denen es um Rassenwahn oder die Verfolgung von Zigeunern ging, besaßen kaum noch etwas von der grotesken Clownerie des berühmt gewordenen «Tubutsch». Entdeckt wurde Ehrenstein als Lyriker von Karl Kraus. In der «Fackel» erschien 1910 «Wanderers Lied», ein respektloser Abgesang auf den Olympier von Weimar. Ehrenstein, Rebell wider jede Tradition, veröffentlichte auch Beiträge in Herwarth Waldens « Sturm » und Franz Pfempfers « Aktion ».

In seinen Gedichten vereinigte er unbekümmert unaufhebbare Widersprüche, Pathos stand neben Banalitäten, Ernstes neben Heiterem, angereichert durch verblüffende Worterfindungen. Der empfindsame Kraftmeier beeindruckte, indem er irritierte. 1920 kam es übrigens zum Bruch mit Karl Kraus, den Ehrenstein als Pharisäer scharf angriff und ihm vorwarf, sich zu einer Instanz der höheren Gerechtigkeit emporzustilisieren. Den fatalen Machtmissbrauch der Grosskritiker dürfte Ehrenstein als einer der Ersten erkannt haben.

Stefan Zweig sah die Bedeutung der Ehrensteinschen Lyrik in ihrer Intensität. In der richtungsweisenden Anthologie «Menschheitsdämmerung» räumte Kurt Pinthus Ehrenstein breiten Platz ein. Wie alle Expressionisten hatte er die Erlösung der Menschheit auf seine bunte Fahne geschrieben, nur reckte er sie höher empor als die meisten Zeitgenossen. Allerdings lag dem skeptischen Ehrenstein Franz Werfels sentimentale Verbrüderungsgeste nicht.

Stattdessen trieb er den Bruch konventioneller Formen auf die Spitze und verwandelte den Vers zur Schlagzeile, wenn er Kanonlieferanten wie Krupp, Creuzot oder Maxim an den Pranger stellte und ihr Europa «Barbaropa» nannte. Ehrenstein zeichnete ein unbeirrbarer Wille aus, stets zum Wesentlichen vorzustoßen, explosive Wirkungen zu erzielen.

Geboren wurde der ewige Aussenseiter am 23. Dezember 1886 im Wiener Arbeiterbezirk Ottakring. Aufgewachsen ist er in bescheidenen Verhältnissen. Antisemitische Pöbeleien, die Hatz auf den «Saujud» verdüsterten seine Kindheit ebenso wie die Rohrstockpädagogik in der Schule. Nach der Promotion als Historiker wurde er für das österreichische Kriegsarchiv verpflichtet. Aber wegen erwiesenen «Unernstes» soll er entlassen worden sein. Kriegspropaganda war nicht sein Metier.

Als Lektor hielt es Ehrenstein nur einige Wochen bei Kurt Wolff in Leipzig aus. In Zürich übernahm er die Aufgabe eines Sekretärs des Vereins für Individualpsychologie Alfred Adlers. Vom Verlauf der Novemberrevolution in Berlin enttäuscht, kehrte Ehrenstein 1919 nach Wien zurück. Zeitweise leitete er die Redaktion des Genossenschaftsverlages, in dem neben den Gedichten der im Kriege gefallenen Lyriker auch Prosa von

Ernst Weiss und Heinrich Mann erschien.

1928 reiste Ehrenstein mit Oskar Kokoschka nach Ägypten, Palästina und lernte auch Syrien kennen; Grund genug, die despotische Kolonialpolitik der Briten und Franzosen unter die Lupe zu nehmen. 1934 hielt Ehrenstein in Moskau als Gast auf dem Schriftstellerkongress die einzige Rede, in der Stalin nicht gelobt wurde. Die Oktoberrevolution wertete er als historisches Ereignis, meldete jedoch bereits 1918 Bedenken gegen den «russisch gefärbten» Kommunismus an.

Vor der braunen Götzendämmerung brachte er Mutter und Schwester noch rechtzeitig nach England und folgte später seinem Bruder Carl, ebenfalls Lyriker und Erzähler, über die Schweiz nach England. 1941 gelangte er nach New York. Die Schweiz hielt er für eine Mausefalle, zumal er mit einem Einmarsch der Nazis rechnete.

Ehrenstein schrieb für die Exilpresse, vor allem für den New Yorker «Aufbau». Ein Besuch in Wien, 1949, bewies ihm, dass der Expressionist von einst längst vergessen war. In seinen letzten Lebensjahren verliess er sein New Yorker Zimmer nicht mehr. Ein Roman über Jeanne d'Arc blieb ebenso Fragment wie eine Autobiographie. Albert Ehrenstein starb am 8. April 1950 in einem Armenspital.

Wenn er auch als Lyriker und Erzähler Eingang in die Literaturgeschichte fand, so liegt seine Aktualität und Anziehungskraft heute vor allem in seinen Aufsätzen, Essays und Kritiken, die zuerst 1926 bei Rowohlt unter dem Titel «Menschen und Affen» erschienen sind. Scharf wandte er sich gegen die Assimilation und gegen einen vom Zionismus inspirierten jüdischen Nationalismus. Der jüdische Geist sollte Europa erhalten bleiben.

Zu seinen geistigen Wurzeln zählte das Hebräische, das Griechentum, wie es sich im Werk des Spötters Lukian offenbarte, sowie das Rebellentum im alten China. Ehrensteins Nachdichtungen chinesischer Volkslieder und des Räuberromans «Die Rebellen vom Liang-Shan-Moor» erzielten hohe Auflagen. Eine Wiederentdeckung des eigenwilligen Barden bahnte sich an. Die Verlage Nautilus und Edi-

tion Moderne haben den «Tubutsch» neu aufgelegt. Die Edition Moderne veröffentlichte ausserdem einen polemischen Essay über ihn von Karl-Markus Gauss, und 1987 soll eine Prosauswahl folgen. Arno Schmidt nannte Ehrenstein einen seiner «Lehrmeister, denen ich die heilsame Rücksichtslosigkeit verdanke und die schneidende Energie des Ausdrucks.» Ein zutreffendes Kompliment!

ihre Voraussetzung. Denn: Um «triviale» Spannung geht es Dürrenmatt immer auch, und es gäbe keinen Sinn, ihn und seine Geschichte, die er so meisterhaft erzählt, zu verraten.

Friedrich Dürrenmatt hat sich in seinem ganzen Oeuvre nie gescheut, seine Klugheit und Dichtkunst mit der sogenannten «Trivialität» zu vermengen; er ist darin spöttisch und selbstbewusst eine singuläre Erscheinung innerhalb der deutschsprachigen Literatur der Nachkriegsjahre geblieben, die als wohl einzige Literatur der Welt «hoch» und «niedrig» postuliert. Ist vielleicht Dürrenmatt deshalb weltberühmter als mancher seiner Kollegen, die vornehm unter diesem Zwiespalt leiden?

Die ganze Novelle ist in vierundzwanzig Sätzen erzählt. Die Fabel, sie beginnt: «Als Otto von Lambert von der Polizei benachrichtigt worden war, am Fusse der Al-Hakim-Ruine sei seine Frau Tina vergewaltigt und tot aufgefunden worden, ohne dass es gelungen sei, das Verbrechen aufzuklären, liess der Psychiater, bekannt durch sein Buch über den Terrorismus, die Leiche mit einem Helikopter über das Mittelmeer transportieren, wobei der Sarg, worin sie lag, mit einem Trageil unter der Flugmaschine befestigt, dieser nachschwebend, bald über sonnenbeschienene unermessliche Flächen, bald durch Wolkenfetzen flog, dazu noch über den Alpen in einen Schneesturm, später in Regengüsse geriet, bis er sich sanft ins offene von der Trauerversammlung umstellte Grab hinunterspulen liess, das alsobald zugeschaufelt wurde, worauf von Lambert, der bemerkt hatte, dass auch die F. den Vorgang filmte, seinen Schirm trotz des Regens schliessend, sie kurz musterte und sie aufforderte, ihn noch diesen Abend mit

Der Auftrag von Friedrich Dürrenmatt

Sprache wird zum Instrument

Von Tadeus Pfeifer

Friedrich Dürrenmatt erhielt vor kurzem nicht nur die angesehenste Auszeichnung, die im deutschsprachigen Literaturbetrieb zu vergeben ist, den Georg-Büchner-Preis. Er bekam auch noch kurze Zeit später den Schiller-Preis. Im Herbst ist sein neuestes Werk, die Novelle «Der Auftrag», erschienen. Diese Novelle zeigt Dürrenmatt auf der Höhe seines bisherigen literarischen Schaffens.

Zunächst drei Behauptungen: Der «Kritiker» ist chancenlos bei einem Buch, das ihm keinerlei Spielraum lässt: «Der Auftrag», eine Novelle von Friedrich Dürrenmatt (Diogenes, Zürich 1986), zu kritisieren im landläufigen Sinn des Wortes, das verrät literarische Ungebildetheit.

Der durchschnittlich interessierte Leser findet sich in der gleichen Situation: «Der Auftrag» nimmt ihm jeden Atem. «Der Auftrag» ist im Wortsinn atemberaubend. Der Leser wird, solange er das schmale Bändchen in Händen hält, im Duktus des Dürrenmattschen Satzbaus atmen.

Drittens: Jeder deutschsprachige Schriftsteller, der dieses Werk liest, muss für sein ganzes weiteres Wirken zwei Extreme integrieren: den sagenhaften Genuss, den reine Sprache als körperliches Erlebnis hervorgerufen vermögen, und den schamvollen Hass, den blanker Neid erzeugt. Es ist wie mit Kleist: Auch nach Kleist mussten sich die deutschen Schriftsteller etwas Neues einfallen lassen (es kam ihnen nur nichts Besseres – sprachlich – in den Sinn).

Worum es geht? Um einen kleinen Kolportageroman! Das ist das Verrückte. Um eine Geschichte, gerade gut genug für irgendeine Frontseite von «Blick» oder «Bild». Um einen doofen Stoff, aus dem pubertäre Träume sind: aber wie! – Um ein Meisterwerk: Und wie!

Der spannende Krimi-Inhalt ist schnell zusammengerafft. Eine Fernsehjournalistin, nie anders genannt als «die F.», erlebt genau das, womit etwa Herbert Reinecke jede Woche Millionen Fernsehzuschauer vor den Bildschirm bannt. Diese Spannung dem Leser zu nehmen, wäre blödsinnig, so schildern wir nur